

# Blätter aus Krain.

## Beilage zur Laibacher Zeitung.

N<sup>o</sup>. 28.

Fünfter Jahrgang.

13. Juli 1861.

### Es treiben zuchtlose Geister.

Es treiben zuchtlose Geister  
Gern mit dem Höchsten Spott —  
Sie kennen keinen Meister  
Und kennen keinen Gott.

Sie können nur verwirren,  
Ihnen fehlt der Quack des Lichts —  
Ihr Denken ist ein Irren,  
Ihr Schaffen ist ein Nichts.

Dem Baum gleich und der Blume  
Bedarf der Geist der Zucht,  
Soll er mit Ehr' und Ruhme  
Blühen und tragen Frucht.

Friedrich Bodenstedt.

### Gustel von Blasewitz.

(Fortsetzung.)

Frau von Blasewitz hatte die zweite Polonaise mit dem Rittmeister getanzt, denn dieser hielt es für seine Pflicht, dem Beispiele seines Chefs zu folgen, so weit sich dieses nämlich auf die Polonaise erstreckte, denn übrigens tanzte er nicht, und die dritte hatte sie dem Premierlieutenant von der Infanterie zugesagt; den ersten Rundtanz bekam dann ihr lieber Cousin, der ganz dasselbe Benehmen gegen sie beibehielt, wie es schon bei ihrem ersten gemeinsamen Auftreten erschienen war. Der Oberst hatte während dieses Tanzes pausirt, um desto rüstiger zu den andern zu bleiben, und in eine Benkerische gelehnt, sah er mit gekreuzten Armen auf die kleine Frau in hellblauer Seide, die mit den Spitzen ihrer Füßchen kaum den Boden berührte, wenn sie im Arm ihres Tänzers an ihm vorüberflog. Setzt, — er täuschte sich wahrhaftig nicht, — als sie ihm beide gerade gegenüber standen, flogen ihre Blicke leuchtend zu ihm herüber, als sie aber auf die seintigen trafen, senkten sie sich schnell wieder und dieselbe Röthe, die ihm „den kleinen Dämon“ schon bei ihrem Aussteigen aus der Extrapoß in das Herz hineingezaubert hatte, trat wieder auf ihre Wangen; dieses Spiel, das ihn so entzückte, wiederholte sich mehr als ein Mal.

„Frau von Blasewitz scheint das lebhafteste Interesse an unserem bescheidenen Vergnügen zu nehmen,“ sagte eine

Stimme neben ihm und weckte ihn aus seiner angenehmen Träumerei.

Er wandte sich rasch um und sah in das gutmüthige ehrliche Gesicht des Landwehr-Kompagnieführers. Sofort entspann sich eine Unterhaltung über die schöne Frau, von welcher der Infanterist auch ganz begeistert zu sein schien, was den Obersten sehr freute, denn in ihm fürchtete er am allerwenigsten einen Nebenbuhler. Bald war man so weit gekommen, wie Jener es wahrscheinlich gewollt hätte, nämlich dahin, daß er bemerkte, die gnädige Frau habe während der dritten Polonaise sehr viel und lobend von dem Herrn Obersten gesprochen.

„Hat sie das wirklich gethan? Auf Ihr Wort, Herr Kamerad?“ fragte dieser mit mehr Interesse, als er eigentlich hätte verrathen sollen.

„Auf mein Wort,“ versicherte der Infanterist sehr ernst und verrieth endlich auf vieles Dringen die Aeußerung der Frau von Blasewitz, Oberst von P. sei die imposanteste Figur im ganzen Ballsaale.

Der Brigadefommandeur reckte sich noch einen halben Zoll mehr in die Höhe und spielte gedankenvoll mit dem Orden, den er am Halse trug.

Den nächsten Tanz, den Walzer, in dem er sich für einen Meister hielt, sagte ihm Fr. v. Blasewitz auf seine Bitte bereitwillig zu. Es war die höchste Zeit gewesen, daß er sich darum beworben hatte, denn während er noch neben ihr stand, strömte ihr eine solche Fluth von Aufforderungen zu, daß ihm ganz bange wurde; sich darauf berufend, beugte er sich zu ihr nieder und bat sie flüsternd, ihm wenigstens noch eine Polka und den Cotillon aufzubewahren.

Mit dem größten Vergnügen, Herr Oberst,“ war die Antwort, von einem entzückenden Blicke begleitet.

Die Dame verrieth übrigens in ihrer Unterhaltung den gebildetsten Geist, einen leichten naiven Uebermuth, der bei einem so schönen Wesen überaus reizen mußte, und gab sich dem Vergnügen mit einem Interesse und einer Unbefangeneheit hin, die deutlich offenbarten, wie rasch und feurig ihr Herzchen klopfen müsse. Alle, die nur ein Paar Worte mit ihr gewechselt hatten, waren entzückt von ihrer Liebenswürdigkeit, und der zweifellos am meisten Begünstigte, der Oberst von P., bestärkte sich immer mehr in der Ueberzeugung, dieses Herzchen sei ganz so beschaffen, um mit einer kühnen Sturmattacke genommen werden zu können. Er schwamm

in einem Meere von Wonne, als er sich in den zierlichen Schwingungen des Walzers mit Frau von Blasewitz herumdrehte und sie ihm eine Schmeichelei darüber machte, daß er so leicht und vortrefflich tanze. In den Pausen erzählte sie ihm von ihrer Häuslichkeit in der schönen Provinz Sachsen, wodurch er einen noch höheren Begriff von ihrem Vermögen als bisher bekam, deutete ein Paar Mal halbversteckt auf ihre unglückliche Ehe hin, und fragte ihn dann wieder lachend, ob er sie nicht bedaure, daß sie so allein und schutzlos auf Reisen umherstreichen müsse, was ihr natürlich der Arzt, als ihrer Gesundheit sehr zuträgliche Zerstreuung, angerathen habe. Ein Mal kam es ihm sogar vor, als seufzte sie ganz leise, wie sie von dem Alleinsein sprach. Eine gewisse achtungsvolle Vertraulichkeit zwischen ihnen hatte sich schon hergestellt.

Da die nächsten Tänze der Frau von Blasewitz dem Obersten nicht gehörten und dieser sich nach dem anstrengenden Walzer auch der Stärkung bedürftig fühlte, zog er sich in das Büffetzimmer zurück, wohin ihn eine Einladung des Rittmeisters zu der vom Offiziercorps gebrauten Champagnerbowle rief. Die Herren alle, bis auf den Lieutenant W., der etwas melancholisch erschien, dessenungeachtet aber mit der ehrerbietigsten Bereitwilligkeit die freundlichen Fragen des Obersten beantwortete, waren der besten Laune, und ein Toast folgte schnell dem anderen. Der Husaren-Premierlieutenant flüsterte endlich auch einen Toast auf die „Schönste der Schönen,“ die Frau von Blasewitz, und die Gläser wurden auf einen Zug geleert. Damit war dem Gedanken, der Alles an diesem Abende vorzüglich zu befeelen schien, wieder die Bahn gebrochen, und die liebenswürdige Frau von Blasewitz blieb jetzt das Stichwort der Unterhaltung; jede Zunge verkündete ihr Lob, und der Oberst merkte zu seiner heimlichen Freude aus mancher zarten Andeutung recht gut, daß man ihn allgemein für den Begünstigten halte.

Jetzt sollte die Polka bald beginnen, und da die junge Witwe den vorbergehenden Tanz ausließ, wofür sie Erschöpfung vorschützte, bat sie der Oberst, sich neben ihr niederlassen zu dürfen; sie rückte auf das Liebenswürdigste ein wenig bei Seite und plauderte mit beinahe kindischer Fröhlichkeit zu ihm.

„Jetzt ist es Zeit, eine Erklärung vorzubereiten,“ dachte er mit leisem Herzklopfen und strich sich den Schnurrbart. Sie schien in seinem Herzen zu lesen, denn sie lächelte ihn so ermutigend an; als er aber eben mit einem stockenden „Gnädige Frau, meine gnädigste Frau“ begann, unterbrach sie ihn plötzlich im neckischen Tone mit den Worten:

„Wollen Sie mir wohl glauben, Herr Oberst, daß ich mich eigentlich fürchte, die Polka mit Ihnen zu tanzen?“

„Sie fürchten sich, gnädige Frau? — oh, ich verstehe Sie wirklich nicht, —“ stammelte er überrascht.

„Ich fürchte nicht für mich, lieber Herr Oberst,“ erwiderte sie lächelnd, — „wohl aber allen Ernstes für mein Kleid. Ich glaube, Ihre gewaltigen Reitersporen eignen sich nicht recht für einen so lebendigen Tanz wie die Polka,

— und Sie müssen wissen, ich tanze sie gern ein Bißchen wild, — es kann aber für eine Dame nichts Fataleres geben, als sich das Kleid beim Tanze zu zerreißen, denn Sie wissen recht gut, wie aufmerksam Aller Blicke auf ihre Toilette gerichtet sind. Nehmen Sie mir meinen Vorschlag nicht übel; ich habe noch den letzten Kontretanz frei, — wie wäre es, wenn wir tauschten und uns nicht unnöthigerweise in Gefahr begäben?“

Der Oberst hatte sich ein wenig entfärbt; die Bemerkung über seine Dienstporen, die ja auch alle anderen Offiziere auf seinen Befehl tragen mußten, ging ihm an die Seele; er fand nicht sogleich eine Antwort.

„Sie nehmen mir meine unschuldige Bemerkung doch nicht übel, Herr Oberst?“ fragte die Dame angelegentlich. „O dann sprechen wir nicht mehr davon! — was liegt auch an dem Kleide? — es war überhaupt nur eine Kinderei von mir.“

Das konnte doch nun aber wahrhaftig nicht so bleiben, oder von W. hätte nicht der galante Mann sein müssen, der er war. Er war so in Verlegenheit gekommen, daß er selbst nicht mehr recht bedachte, was er sagte, aber er stammelte etwas von „unverzeihlichem Fehler, wieder gut machen wollen und nicht verzichten können.“ Dabei erhob er sich mit der Bitte, ihn wenige Minuten entschuldigen zu wollen, und verschwand in das Büffetzimmer.

Ein großer, bitterer Kampf mußte in ihm vorgehen, denn er kniff die Lippen fest auf einander und zog die Stirn in tiefe Falten; dann trat er aber in raschem Entschlusse auf den Rittmeister zu und zog ihn in eine Ecke.

„Können Sie über ein Paar Tanzsporen verfügen, Herr Rittmeister?“ fragte er mit etwas vibrierender Stimme. Der Rittmeister starrte ihm erstaunt in das Gesicht.

„Treiben Sie mir ein Paar Tanzsporen auf, — es geht nicht anders,“ drängte der Oberst. „Wir haben noch eine gute halbe Stunde Zeit. — Sie können vielleicht jemanden aus dem Hause hier nach Ihrer Wohnung oder einem Laden schicken.“

Der Rittmeister begriff nicht mehr, als daß sein Chef Tanzsporen haben wolle, und das war auch ganz genug; er meinte, er besitze noch ein ganz neues Paar, das seit dem bezüglichen Brigadefehl nicht wieder gebraucht worden sei, und in einer Viertelstunde werde es zur Stelle sein.

„Niemand wird es bemerken,“ tröstete sich der Oberst. „Was soll ich anders thun, ohne im höchsten Grade rücksichtslos zu erscheinen? — Ich werde den Befehl wegen der Sporen einschlafen lassen.“

Als man zur Polka antrat, hatte der Brigade-Kommandeur, der etwa zehn Minuten unsichtbar gewesen war, Tanzsporen an den Hacken und trat mit Frau von Blasewitz in die Reihe; — die Offiziere steckten die Köpfe zusammen und lächelten verstohlen.

(Schluß folgt.)

## Kulturhistorisches aus Laibach im 18. Jahrh.

(Schluß.)

Nach dieser Abschweifung kehren wir zu unserem Reiseberichte zurück. Der gegenwärtige Erzbischof Brigido, fährt unser Reisender fort, studirte die Theologie und trat in den Orden der regulirten Chorherren, wurde aber vom Papst Clemens wegen melancholischen Umständen von den Klostergelehrten dispensirt. Nachgehends suchte er zu Rom wieder in ein Stift zu kommen, erreichte aber seine Absicht nicht. Er ging hierauf nach Wien, und wurde an eine großmüthige Dame adressirt, welche für ihn sorgte. Endlich wurde er Bischof zu Ups und sodann Erzbischof zu Laibach und soll Anwartschaft auf jenes zu Prag haben. Die Einrichtung des Herrn Erzbischofs ist prächtig, und die Zahl seiner Dienerschaft war Anfangs sehr ansehnlich, so daß der Unterschied zwischen ihm und seinem Vorgänger (Grafen Herberstein) auffallend war. Die Unordnung, die sich bald darauf in seinen Finanzen äußerte, machten dem großen Aufwand ein Ende. Die Einkünfte belaufen sich auf 30.000 fl. (ohne Abzug der Lasten.) Nach vorübergehender Erwähnung der Domkirche und des Kastells, von welchem der Verfasser sagt, daß es mit Mauern, Thürmen und Gräben befestigt sei, hören wir etwas vom damaligen Theater. Dessen Direktor war der bekannte Friedel, der später im Starhemberg'schen Freihause auf der Wieden in Wien ein Theater errichtete. Zur Zeit, als unser Reisender in Laibach weilte, hatte sich die Gesellschaft entzweit, ein Theil unter Direktion einer Madame Ambling spielte weiter, während Friedel's Anhang zu schwach war, um sich zu behaupten und sich dafür durch pöbelhafte Exzesse im Zuschauerraume regressirte. Der Verfasser sah den „Deserteur“ von dieser Truppe aufführen, wobei das kais. Militär mitwirkte. Er erwähnt auch als etwas Neues eine im Theater angebrachte Uhr mit transparentem Zifferblatt. Ueber die vom P. Gruber gebaute Karlstädter Linienbrücke hören wir eine Anekdote. Als ein Joch derselben plötzlich sank, meldete es dem Vater einer seiner Schüler. Nicht möglich, rief Gruber, ich habe es so gründlich berechnet. Schnell eilte er dahin und befohl dem Unglücksboten, zu folgen. Aber, wie beschämt stand er, als er fand, daß das Auge des Schülers untrüglicher war, als seine eigenen mathematischen Kenntnisse und Berechnungen. P. Gruber, später Professor der Mechanik in Moschilew, den bei der Ausführung der Brücke die Kaiserin Maria Theresia, die Landstände und insbesondere Baron Sigmund Bois unterstützten, soll keine Rechnung gelegt und sein Werk unvollendet gelassen haben. Auch der Laibacher Industrie, und zwar einer jetzt ganz verschwundenen, erwähnt unser Gewährsmann, und zwar ist dieß die Tuchfabrik eines Herrn Desselbrunner, welche 1000 Menschen beschäftigte und ihre Produkte meist nach Italien versendete. In Gang wurde sie meist durch die Wasserkraft der Laibach erhalten. Ein Kuriosum bietet dem Verfasser die St. Peterskaferne, deren Hofwände ganz dunkelblau angestrichen, zur Verhinderung

der Blendung durch die Sonnenstrahlen und damit die Offiziere die weißbröckigen Soldaten und ihre Waffen und Schwertklingen besser unterscheiden könnten. Den Einwohnern Laibachs gibt der Reisende das Zeugniß, daß sie sehr höflich und gebildet sind, und den Damen, daß sie sich ebenso geschmackvoll kleiden, als die Wienerinnen. Seine üble Laune läßt er den Laibacher Advokaten entgelten, denen er Unwissenheit und Sportelsucht vorwirft, aber dieserhalb von dem (unbekannten) Herausgeber seines Buches in einer Anmerkung widerlegt wird. Sollte ein Prozeß seine Laibach so günstige Anschauung getrübt haben? Der Ackerbaugesellschaft wird mit dem Bemerken erwähnt, daß sie, seit Kaiser Josef ihren Fonds konfiszirte, nur noch dem Namen nach fortbestehe. Eingehend schildert der Verfasser ihren Präsidenten, den Grafen von Hohenwart, der außer seinen Berufsgeschäften als Rath der Laibacher Landrechte, sich besonders mit Numismatik, Oekonomie und vaterländischer Geschichte beschäftigte. In seinen Familienverhältnissen zurückgezogen lebend und ohne Brunkliebe, habe er Neider, wie jeder ausgezeichnete Mann, und so beschuldige ihn der Pöbel, ein heimlicher Freund der Jesuiten zu sein. Der Verfasser glaubt auch die Ursache der Aufhebung der philosophischen Lehrstühle in Laibach zu kennen, und seine bezügliche Darstellung ist nicht ohne Interesse. Veranlassung hiezu gab demnach ein Professor der Philosophie, welcher als thätiger und forschender Geist und wahrer Menschenfreund geschildert wird. Dieser kam im Laufe seiner Vorlesungen auch auf die Unsterblichkeit der Seele zu sprechen und bewies seinen Zuhörern, nicht, wie seine Feinde sagten, daß die Seele nicht unsterblich sei, sondern daß wir weder mit der Vernunft, noch philosophisch die Unsterblichkeit der Seele beweisen können, noch auch solche jemals bewiesen worden sei. Dieß setzte alle philosophisch sein wollenden Köpfe in Bewegung. Gewisse Parteien, die einen großen Anhang haben, fanden nicht nur Kezerei in diesem Lehrsatz, sondern sie verfälschten die Worte des ehrlichen Mannes und behaupteten, der Philosoph habe seinen Zuhörern die Unsterblichkeit der Seele schlechterdings zweifelhaft gemacht. Nun wurden Folgen aus dieser Lehre gezogen und höhern Orts Klagen anhängig gemacht, über welche sich der Professor verantworten sollte. Van Swieten, ein Mann, seines großen Namens und seines Vaters würdig, machte dem Streite dadurch ein Ende, daß er den verfolgten Philosophen auf eine einträglichere und bessere Stelle nach Wien versetzte. Doch nicht lange genoß er das Glück, unter dem Schutze des Monarchen und Van Swietens frei athmen zu dürfen. Er erkrankte und wählte zur Wiederherstellung seiner Gesundheit das Stift Sittich zum Aufenthalt. Der dortige Exrälät, Baron von Laufferer, verbitterte die letzten Stunden des sterbenden Gelehrten, indem er in ihn drang, einen Lehrsatz zu widerrufen, den er doch nie aufgestellt hatte, aber vergebens. Seine letzten Worte waren: „Sie haben mich nicht verstanden.“ Drei Jahre darauf wurden die philosophischen Lehrstühle wieder hergestellt.

Von der Wissenschaft und ihren Schicksalen kommt der Berichterstatter auf einen für unsere Hauptstadt allerdings bedeutenden Gegenstand, den Handel. Das vornehmste Handlungshaus von Laibach und ganz Krain war damals jenes des Baron Zois. Die Geschichte seiner Entstehung wird folgendermaßen erzählt. Peter Codelli, der letzte Zweig eines alten, sehr berühmten Handlungshauses in Laibach, dessen Neffe der Stammvater des Görzer'schen Zweiges dieser Familie ist, legte den Grund zum Emporkommen des Zois'schen Hauses. Zu diesem Peter Codelli kam Zois, der Vater des Sigmund Zois, als ein armer Knabe, aus der venetianischen Landschaft Bergamo. Er wurde durch Fleiß Treue und besondere Gewandtheit erst Geschäftsführer, dann Mitinteressent der Codelli'schen Handlung. Nach dem Tode des Heß übernahm Zois die Handlung und bezieht auch die alte Firma bei, wofür er den Peter Codelli'schen Erben 1000 fl. bezahlte. Das vom Dr. Jansini (?) hinterlassene Pupillarvermögen pr. 60.000 fl. übergab der Stadtmagistrat unserem Zois zur Verwahrung. Im Jahre 1742 kündete ein neuer Gouverneur, Graf v. S., dem Zois'schen Hause das ganze Kapital auf und brachte es dadurch in die größte Verlegenheit. Die Summe wurde zwar bezahlt, aber durch den nun folgenden Andrang sämmtlicher Gläubiger gerieth das Haus in augenscheinliche Gefahr. Da kam die Schreckenspost von dem Falle einer, unter der Firma Angelo Zois in Triest und Venedig errichteten Filiale. Zois eilte nach Venedig, ließ eine Untersuchungskommission niedersetzen und fand, daß er noch 7000 fl. retten könne, wodurch aber die Familie seines Faktors, der ihm stets treu gedient, an den Bettelstab gebracht worden wäre. Da erklärte er vor der Kommission: Ich schenke die 7000 fl. dieser armen Frau und ihren Kindern. Alles wünschte ihm zu dieser großmüthigen Handlung Glück. Die venetianischen Kaufleute boten ihm ihre Dienste, ihren Kredit, ihre Kassen an, Zois war gerettet und konnte alle seine Gläubiger befriedigen. Von dieser Zeit begleitete das Glück alle seine Unternehmungen. Auf der Messe zu Sinigaglia, zwei Jahre nach obiger Begebenheit, machte er einen bedeutenden Gewinn im Eisenhandel. 1768, als er sein Testament machte, theilte er sein Vermögen in zwei große Theile. Er setzte für jedes seiner Kinder erster und zweiter Ehe, ein Fideikommiß aus. Sein ältester Sohn übernahm die Handlung. Jeder seiner andern Söhne erhielt 75.000 fl. Von diesen Summen zahlte er ihnen alljährlich die Interessen und erneuerte jährlich sein Testament. Nachdem er seine Gattin reichlich versorgt, starb er und man fand nach allen diesen Vermögensnissen noch 1½ Millionen in seinen Kassen. Sein Sohn war der bekannte krainische Mäcen, Baron Sigmund Zois, dessen Namen nicht bloß die Literaturgeschichte Krains als den eines Gönners der Künste und Wissenschaften, sondern auch die Wissenschaft der Naturkunde für die Nachwelt aufbewahrt hat.

### Fliegenfänger.

Wer sich der Zimmerfliegen, dieser unverschämtesten aller ungebetenen Gäste, mit Nutzen und Vergnügen entledigen will, der ziehe die sehr hübsche Pflanze *Apocynum androsaemifolium* aus Samen und Stecklingen oder durch Wurzeltheilung. Es ist ein hübscher immergrüner Strauch, der sehr gut im Topfe wächst, sehr buschig und sehr zweigig, und mit hübschem, länglichem oder oblongem, bräunlich-grünem Blattwerk bedeckt, so wie mit tausenden lieblicher,

kleiner, röthiger und weißer Blumen, von der Gestalt der Maiglöckchen übersät ist, denen während des ganzen Sommers ein köstlicher Orangenduft entströmt. Diese hübsche Pflanze ist ein Fliegenfänger, welcher gewiß Jedermann mehr zusagt, als die vielen, zum Theil eckelhaften, sogar gefährlichen Mittel, welche man gegen das kleine Schmarogervolk anwendet. Man pflanze diese hübschen Pflanzen daher gehörig; sie sind sehr billig zu erziehen, denn sie sind schon seit lange in Europa einheimisch; sie wurden im Jahre 1688 aus Nordamerika eingeführt. Ein wenig treibe man das *Apocynum* an, damit es beim Beginne der Fliegenzeit blühe und stelle einen Stock desselben auf das Fensterbrett. Eine jede Blume zieht an, ergreift und tödtet mindestens fünf Fliegen. Da eine einzige Pflanze in einer Saison gewöhnlich 10.000—20.000 Blüten bringt, so vertilgt sie mithin 50.000 bis 100.000 Stück Fliegen, einen ganz artigen Schwarm. Die Art und Weise, wie dieser merkwürdige Fliegenfänger seine Aufgabe erfüllt, beruht auf der uralten, sprichwörtlichen Wahrheit: „Mit Honig fängt man Fliegen.“ — Seinen Nektar, welchem die Insekten äußerst begierig nachziehen, destillirt das Blümchen zwischen seinen fünf Staubfäden, die in Form einer Lanzenspitze in einem gedrungenen Bündel im Mittelpunkte der Blüten sitzen. Wenn sich die Fliege an dem Honig defektiren will, so öffnet sie ihren, gleich einer Klarinette gebildeten Saugrüssel, und sendet ihn zwischen den Spitzen der Staubfäden hinab. Diese aber halten die Naschhafte fest und tödten sie durch Erdrücken. Fünf Fliegen nach oder neben einander können sich in dieser Falle fangen. Dann erst welkt die Blume und läßt ihr Opfer los. (Illustr. Hamb.)

### Eine Eisenbahnbatterie.

Eine eigenthümliche Eisenbahn-Batterie haben die Herren Mathew Baldwin und Söhne in Philadelphia vollendet. Dieselbe gleicht äußerlich einem Eisenbahnwagen und ist von ½ Zoll dickem Kessel-Eisenblech gemacht und deshalb von Büchsenkugeln nicht zu durchlöchern. Sie ist 65 Fuß lang, 9 Fuß breit und hat die Höhe der gewöhnlichen Eisenbahnwagen.

Die Seiten dieser Batterie sind mit 50 Löchern durchbohrt, durch welche die Besatzung, die sich auf 50 Mann belaufen soll, ihre Büchsen abfeuern kann. Das Vordertheil der Batterie hat eine Stückpforte für eine Kanone. Dieselbe, ein Vierundzwanzigfünder, kann vermittelst einer Schraube gehoben und wieder niedergelassen werden, je nachdem es notwendig sein sollte. Der mittlere Theil des gleichfalls aus Eisenblech verfertigten Daches ist etwa zwei Fuß höher als das übrige Dach, ruht auf starken Eisenbarren und ist an der Seite offen, so daß frische Luft eindringen und der Pulverrauch abziehen kann.

Diese Batterie soll vor die Lokomotive gestellt und von dieser fortgeschoben werden. Sie wurde gebaut, um die mit der Wiederherstellung der Eisenbahnbrücken zwischen Havre de Grace und Baltimore beschäftigten Arbeiter gegen einen Ueberfall der Seceßionisten zu schützen.

### Berichtigungen.

In der vorigen Nummer der „Blätter aus Krain“ soll es heißen: S. 108, linke Sp., 24. Z. von oben, statt: Tafellagen, Tafellogen, „ „ „ „ 6. „ „ unten, statt: leitenden, leidenden.“